

Cesarine.

4] Von Jean Richépin. Uebersetzt von H. L.

Und dann schildert er ihn mir. Er ist ein brutaler, tyrannischer Krautjunker aus der Auvergne, sein ganzes Vergnügen ist die Jagd und seine ganze geistige Thätigkeit beschränkt sich auf die Lektüre militärischer Schriften. Er ist auch in der That Offizier gewesen, Schüler von Saint-Cyr*); aber schon als Lieutenant hatte er seinen Abschied nehmen müssen. Und nun hat sich dieser Mann, der mit Leib und Seele Soldat gewesen war, nie damit trösten können, Zivilist sein zu müssen. Er fühlt sich dadurch beschämt und ist verbittert worden. Von seiner Militärszeit her hat er die Gewohnheit behalten, zu befehlen, und er verlangte, daß seinen Befehlen unbedingter Gehorsam entgegengebracht wurde.

Bis zu seinem achten Jahre hatte Paul die Lieblosigkeit seines Vaters und den Haß seiner Stiefmutter ertragen müssen. Dann wurde er als Interner nach dem Napoleon-Lyceum gebracht, das er nur zu den großen Ferien verließ. Aber welcher Schrecken für ihn, wenn die Ferien herankamen, die von uns allen so sehnsüchtig herbeigewünscht wurden! Für ihn sind sie ja nur eine Erneuerung der Höllenqualen! Seine Stiefmutter verspottet ihn grausam wegen seiner kümmerlichen Gestalt; sie weiß, daß sie dadurch seinen Vater gegen ihn erbittert. Denn sein Vater zürnt ihm deswegen, zürnt dem unglücklichen, schwächlichen Kinde gerade wegen seiner Schwächlichkeit. Er wirft es ihm wie ein Vergehen vor.

„Du kannst Dir denken, schloß Roncieux, welche Lust ich habe, mich nach dem Wunsche meines Vaters in seinem ekelhaften Saint-Cyr zu melden, um dort ein solches Thier zu werden wie er! O nein! Wahrhaftig nicht!“

Er träumt vom Polytechnikum. Gewiß aus Neigung zur Mathematik; aber vor allem aus Liebe zu Cesarine. Cesarine ist für ihn eine Art idealer Beatrice. Diese Nuance der irdischen, mythischen Anbetung ist ihm ganz allein eigen thümlich und ist ganz einzig unter uns. Bei den anderen, selbst bei den Enthusiasten und den Verliebten besteht die Neigung für Cesarine nicht ohne Hintergedanken, und es macht mir Spaß, mit ihm diese Hintergedanken ausfindig zu machen, wo sinnliche Begierden, unbestimmte Scheu und sogar etwas von spöttischer Aufsehnung ineinander fließen.

Wenn ich einen Roman lese, stelle ich mir das „verderbte unselige Weib“, das in aller ertödtender Wollust erfahren ist, dessen Verheißung mich anzieht und mich erschreckt wie der Rand eines Abgrundes, immer in der Gestalt Cesarines vor. Gleichzeitig stelle ich mir diese Fürstin, die in dem literarischen Kabinett thronet, gar als Sempauer vor. Roncieux ist über diese unwürdigen und lächerlichen Vorstellungen entrüstet und findet mich gemein, daß ich mir darin gefalle.

Es ist doch eigenthümlich, wie schnell und fast plötzlich man das Lyceum vergißt, wenn man in das Leben hinaustritt. Kaum hat man den letzten Uniformrock vergnügt in die Binsen geworfen, so streift man auch schon die kaum verflissene Vergangenheit von sich ab; und von heute auf morgen wird es eine alte Mär, die unter einer Fluth mannigfacher und neuer Eindrücke sofort verwischt wird. Ich bin Nulus. Ich bin frei. Ich interessire mich nicht mehr in den geringsten für die geheimnißvolle Heldin, die so viele Jahre hindurch meine Einbildung beschäftigt hat. Und selbst mit Paul de Roncieux komme ich auseinander. Er ist auf dem Lyceum geblieben, um sich für das Polytechnikum vorzubereiten. Sein Vater hat unter der Bedingung, ihn eines Tages als Artilleristen zu sehen, seine Einwilligung dazu gegeben. Wir sehen uns nicht mehr, weil er noch immer nicht an den Sonntagen ausgeht. Wir schreiben uns nur noch, und er unterhält mich von seiner Beatrice. Er spricht von ihr mit einem Tone mystischer Anbetung, der mich jetzt erbittert. Ich kann mich nicht enthalten, ihm das zu verstehen zu geben. Zunächst nur andeutungsweise. Aber eines Tages verbroche ich einen Brief, der wahrhaft grausam ist, und den ich bedauerte, geschrieben zu haben, nachdem ich ihn kaum abgesandt hatte. Er antwortet nicht. Ich habe nicht den Muth, ihn um Verzeihung zu bitten,

*) Die französische Kriegsakademie.

obwohl ich mir oft sagte, daß ich es thun müßte. Die Zeit vergeht; wir verrennen uns beide eigensinnig, er in seinen berechtigten Verdruß und sein Schweigen, ich in mein passives Bedauern. . . . Und so geht unsere schöne Freundschaft in die Brüche.

Und deshalb warf ich einen tiefen Groll auf Cesarine. Aber der Groll überträgt sich nicht auf ihren Vater. Für ihn habe ich in der Erinnerung die achtungsvolle Bewunderung bewahrt.

Eines Tages faße ich den Entschluß, nach der kleinen Kneipe in der Rue Cujas zu gehen, um meinen Helden wiederzusehen. Ich gehe dahin. Ach meine fromme Absicht sollte nicht belohnt werden. Es ist mir nicht beschieden, meinen Helden in seinem Ruhme zu sehen. Diesen Abend ist der General befoffen wie ein Polade.

Mittlings auf einem Stuhle sitzend, die langen gestiefelten Beine steif ausgestreckt, den Kopf in die linke Hand gestützt und mit seinem rechten Armstumpf wie mit einem gebrochenen Flügel in der Luft herumfuchtelnd, macht er den Eindruck, als säße er zu Pferde, als lehrte er von einem herrlichen Angriff zurück, todtmüde und mit Wunden bedeckt. Aber seine Krümmernähe gleitet zur Erde, er bückt sich, um sie wieder aufzuheben; und sanft fällt er selbst zur Erde — umgeschlagen wie ein Boot mit dem Kiel nach oben.

„Se, hallo, General!“ sagt der Wirth, der herbeigeilt war, um ihn aufzuheben, „Sie werden mir meine Dielen entzweischlagen. Donnerwetter! setzen Sie sich doch auf die Bank, da werden Sie sicherer sitzen.“

Einige anwesende Gäste lachen, ich kann mich nicht enthalten, in das Lachen mit einzustimmen. Und dennoch bin ich im Grunde traurig. Ich frage den Kellner:

„Er ist unwohl geworden, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortet er mir spöttisch, „das Unwohlsein überfällt ihn zwei bis dreimal in der Woche.“

Und indem er auf den Armsten zugeht, ruft er ihm mit vergnügter und beleidigender Familiarität ins Gesicht:

„Nicht wahr, General, Ungarn ist oft krank? Nun, Vater Misch!“

Sicherlich wird ihm der alte General, ernüchtert durch diesen Schimpf, an die Kehle springen und ihn erwürgen. Aber der Sprung erfolgt nicht, und anstatt des erwarteten zornigen Ausbrüllens höre ich eine sehr sanfte Stimme, die mit langsamer, singender Betonung demüthige und unzusammenhängende Worte stammelt.

„Sehr krank,“ sagte er, „ist Ungarn, oft sehr krank, viel krank, Ungarn. O, Misch! wird noch gescholten werden. Er ist nicht klug, der arme Miklosch. Das kommt von der Mathematik. Aber Du weißt, er wird es nicht wieder thun. Das ist das letzte Mal. Montag Abend wird Schluß gemacht, Gurich; Montag Abend! Doch, doch, ich werde mein Wort halten. Uebrigens halte ich immer mein Wort am Nachmittag. Am Abend, meiner Treu . . . ! Warum läßt man mich des Abends ausgehen, wenn ich zu viel Mathematik getrieben habe. Wie sie durstig macht die Mathematik. Besonders die Differentialrechnung. . . . Und dann, heute Abend schmeckte der Cognac (so sprach er es aus) zu gut. Aber wer hat ihm denn den Cognac eingegeben, dem armen Misch?“ . . .

Die Entschuldigungen und Klagen eines Betrunknen sind schon an sich komisch, noch komischer aber die eines betrunkenen Greises, der mit monotoner und weinerlicher Stimme wie ein Kind läst. Aber was sie noch drolliger und unwiderstehlich komisch machte, das war der Gegensatz zwischen ihrer Sanfttheit und dem unbeweglich schrecklichen Gesichtsausdruck. —

Und jetzt blökte er gar, er blökte wahrhaftig, als er den Kellner zu erweichen suchte, der ihm mit dem Finger drohte und ihm wiederholte:

„Ich werde es Ihrer Tochter sagen. Doch, doch, ich sage es Ihrer Tochter, alter Sauffad!“

„Nicht doch,“ jammerte der Trunkene. „Alles was Du willst, mein kleiner Louis, nur das nicht. Nicht Cesarine sagen. Misch! wird es nicht wieder thun.“

Suche mir lieber Angyal, meinen Landsmann Angyal, er achtet mich, er wird mich nach Hause führen. Aber nicht Cesarine sagen. Nicht sagen, nicht sagen.“

Und dicke Thränen rieseln über sein Gesicht, das trotzdem

keinen milderen Ausdruck bekommt, immer finster und trozig bleibt. Man konnte es nicht gut ein weinendes Gesicht nennen; es war vielmehr eher eine Pappmaske, auf die Regen tropfte. Ich habe Mitleid mit ihm, man lacht zu ausgelassen um mich herum.

„Wer ist dieser Ungar, und warum holt man ihn nicht?“
„So fragte ich den Wirth. Anstatt seiner antwortet mir mein Nachbar.“

„Kennen Sie denn den kleinen, spindebürren Kerl aus der Rue Toulhier nicht? Auch ein Ungar. Sein Schneider, glaube ich! Man erkennt das schon an der Husarenjacke des Generals. Wenn der General bis Mitternacht nicht heimgekehrt ist, kommt er schon allein, um sich mit ihm zu bepacken. Sie kommen wohl nie des Abends hierher, daß Sie das nicht wissen?“

„Mein Nachbar regt mich mit seiner Ueberlegenheit und mit seiner Miene des Besserwissens auf. Ich erwidere ihm mit etwas spitzem Ton, um ihn auch meinerseits zu belehren: „Schwerenoth! Das ist die Uniform eines ungarischen Generals. Wissen Sie das nicht? Es ist doch ganz natürlich, daß ein ungarischer General...“

Er unterbricht mich, indem er sich auf die Schenkel schlägt und ausruft:

„Nein wahrhaftig, Sie meinen das im Ernst, junger Mann? Oder wollen Sie mich zum Narren halten?“

Und er windet sich vor Lachen, indem er jetzt auf meine Schenkel klatscht.

„Er ist so wenig General wie ich und Sie... Und der zerbrochene Arm? meinen Sie... Nun den hatte er in der Besoffenheit verloren, als er in einem Omnibus bei der Deichsel einsteigen wollte.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein fürchterliches Drama.

Von Alf. af Hedenstjerna.

Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Das Haus lag in nachlässiger Bornehmheit, wie zufällig hingeworfen, zwischen kühlen Linden und blühenden Fliedersträuchen am äußersten Ende der Stadt; und wenn die Uniformknöpfe des patronisirenden Schutzmannes mitten zwischen dem grünen Laubwerk aufsunkelten, bildete es ein fesselndes Bild einer Mischung von Kunst und Natur.

In dieser Villa wohnte ein junges Paar, das die ersten holden Frühlingsblumen seiner Liebe, sowie die Spargel genoß, die von zwölf parallelaufenden Beeten in diesem Jahre zum ersten Male gespendet wurden.

Die jungen Eheleute schienen unnatürlich glücklich zu sein, und weder sein leidenschaftliches Pfliegma, noch ihre wildreservierten Gefühlsausbrüche ließen eine Katastrophe ahnen.

Es war in einer Sommernacht. Mit der eiligen Langsamkeit der getreuen Pflichterfüllung lenkte der patrouillirende Schutzmann seine Schritte auf dem Wege hinaus, an der Villa vorbei.

Das Helldunkel der Sommernacht umhüllte leicht und fein die sorgfältig verschlossenen Thüren und zwischen dem seligen Eden der Liebe in der Wohnung der jungen Gatten und der weiten, lieblosen, unendlichen Welt draußen hingen zwei blaue Rouleaux mit sinnreichem amerikanischem Mechanismus.

Die Stille des betäubenden Schweigens erregte die Besorgniß des Schutzmannes. Man vernahm kein Schnarchen, kein lebendes Beseu rührte sich, kein Ladenschwengel schlich zur Küchenveranda, um die Köchin dadurch auf die Probe zu stellen, daß er ihr seine Ansichten von der Allmacht der Liebe mittheilte.

Da, plötzlich, durchschnitt fürchterlich, schreckenerregend und durchdringend ein gellender Schrei aus dem Innern des Hauses die Stille und das Dunkel der Nacht. Es war der Schrei eines Weibes, wahrscheinlich eines jungen Weibes. Nicht ein Schrei, wie ihn die Frauen auszustoßen lieben, wenn sie sich in den Finger stechen oder etwas Schönes in einem Ladensfenster sehen oder von einer neuen Verlobung hören, sondern ein Schrei, wie sie ihn auszustoßen pflegen, wenn sie sich Tinte aufs Balkleid gießen, oder wenn ihr Leben von einer Gewaltthat bedroht wird. Ein Ozean voll Schreck und ein Himalaya von Verzweiflung lag darin.

Karl XII. ritt wie eine Schnecke und eine Schnellzuglokomotive würde wie eine an Klauenseuche erkrankte, verhungerte Kuh hinsichtlich der Schnelligkeit erscheinen, wenn man sie mit der Geschwindigkeit verglich, mit welcher der Schutzmann auf die Veranda stürzte und am Thürrücker rüttelte.

Die Thüre war verschlossen.

Der Schutzmann rüttelte an der Thüre, als wenn er einen Apfelbaum schüttelte oder eine nicht regulirte Uhr für fünf Mark wieder in Gang bringen wollte. Und kraft seiner obrigkeitlichen Vollmacht rief er laut und deutlich:

„Aufgemacht im Namen des Gesetzes!“

Nach einer minutenlangen Ewigkeit rasselte das Thüreschloß, die

Thüre ging auf und drinnen stand die Köchin in jener leichten, unbeschreiblichen Bekleidung, die man aus dem vertrauten Familienkreise her kennt, wenn man zur Nachtzeit heftige Zahnschmerzen bekommt oder das Kind von einer Ausschlagkrankheit befallen ist oder eine andere Veranlassung dazu Gelegenheit giebt, unpropßlich jene jungen Weiber herbeizurufen, die wir unsere dienstbaren Geister nennen.

Ohne Kenntniß von dem Ernst der Situation mißverstand die Köchin das Eingreifen des Gesetzesmannes und glaubte in ihrer Unschuld, daß das Herz des jungen Schutzmannes von ihrer Armuth gerührt worden wäre. Daher deutete sie nach einem flüchtigen Gruf an, daß sie ein durchaus anständiges Mädchen wäre. Sie mußte darum bitten, darauf Rücksicht zu nehmen. Wenn er sich mit ihr in Verbindung setzen wollte, dann möchte er vorsichtig kleine Kieselsteine an ihr Küchenfenster werfen.

„Hier drinnen ist etwas nicht richtig,“ rief der Mann des Gesetzes und der Mäher des Unrechts, stürzte in den Flur hinein und fragte, ob man hier in der Villa im Begriff wäre, sich gegenseitig zu ermurden.

Mit einem Schrei des Entsetzens eilte das Mädchen in das Schlafzimmer ihrer Herrschaft. Als sie aber die Betten leer fand, stürzte sie bewußtlos nieder und rief nur diese paar Worte:

„Mörder! Räuber! Hilfe!“

Der Schutzmann eilte auf den Hof hinaus und gab mit seiner Pfeife dem nächsten Kollegen das Nothsignal. Und bald begannen sich Leute zu versammeln, und es wurde Licht angezündet.

Bebend begann man die Wohnung zu durchsuchen, und — im Wohnzimmer fand man die junge, schöne Herrin des Hauses steif und unbeweglich, in blendend weißen Nachtgewande, aus zahlreichen Kopfwunden blutend, liegen.

Man stand wie vom Schreck gelähmt da! Die Verüber der Gewaltthat waren offenbar gestrichelt, und der Gatte der Armen befand sich nicht im Hause. Ha —! Mit fürchterlicher Deutlichkeit wurde die Wahrheit offenbar! Er war der Mörder!

Ein solcher Fall ist durchaus nicht geeignet, gleich im ersten Augenblick von dem ungelübten Kriminalverstand eines gewöhnlichen Nachtschutzmannes erfaßt zu werden. Mit einer Thräne im Auge trat der Mann des Gesetzes aus's Telephon und theilte die schreckliche That dem Fiskal mit.

Beim Laut der Telephonglocke hob die Ermordete den Kopf empor und stieß noch einen durchdringenden Schrei aus. Wenn jemand hierbei etwas seltsam findet, will ich ihn nur daran erinnern, daß es in Opern durchaus üblich ist, eine ganze Arie mit zwei oder drei Schwertern im Herzen zu singen.

In diesem Augenblick tritt auf der Veranda — der Gatte der Ermordeten auf!

Er will sich den Anschein geben, als käme er von der Stadt und pfeift in frecher Weise eine beliebte Variétés-Melodie.

Wer vermag jenen eigenthümlichen Trieb zu erklären, der so oft die Schritte des Verbrechers zum Plaze seiner That zurücklenkt?

Der Schutzmann konnte es jedenfalls nicht, und selbst der hochmüthige Herr Staatsfiskal stand ganz starr vor dem Ausbruch besinnungsloser Verzweiflung, mit dem der Mann sich über seine Frau warf, sie in das Schlafzimmer hineintrag und ihr Gesicht mit Küssen bedeckte, gegen die der Besnuß sich wie ein zerprungenes Eisener ausnehmen mußte.

„Der arme Mann! Er hat es im Wahnsinn oder aus Eifersucht gethan, aber rennen Sie nach den Handsesseln!“ flüsterte der Fiskal dem Schutzmann zu.

Inzwischen stieß die Ermordete ein tiefes Stöhnen aus, und ihr Mann rieb unter strömenden Thränen ihre Handgelenke, wusch das Blut von ihrem schönen Gesicht und schluchzte und jammerte und fragte, wie das zugegangen wäre.

„So, Sie wissen das nicht, Sie?“ fragte der Fiskal.

Es wurde nach dem Doktor telephonirt, und alle Anwesenden versammelten sich im Schlafzimmer und starrten voll Entsetzen den Mörder und sein Opfer an.

„Legen Sie die Handsesseln in den Salon,“ sagte der Fiskal zu dem Schutzmann.

Die Blicke aller waren auf das arme Weib gerichtet. Ha! Was war das! Sie öffnet die Augen, starrt wild ihren Gatten an und schreit mit fürchterlichem, herzerreißenden Entsetzen auf:

„Hjalmar — o, Hjalmar!“

Und dann fällt sie wieder in Ohnmacht.

Was mußte er wohl empfinden, als er diese schönen, vorwurfsvollen Augen auf sich gerichtet sah?

„Passen Sie auf, daß er nicht durch das Fenster entflieht,“ flüsterte der Fiskal dem Schutzmann zu.

Wieder blickt die Ermordete mit unbeschreiblichem Ausdruck auf und schreit:

„Hjalmar! Hjalmar!“

Er weint und schreit und beschwört sie, zu erwachen und zu sagen, wie das alles gekommen, und was eigentlich geschehen sei; er kniet vor ihrem Bett nieder und küßt ihre Hände. Und die Anwesenden erheben bis in die Tiefe der Seele, als sie ihn schwören hören, daß er sich blutig rächen wolle an dem, der seinem theuern Liebling Gewalt angethan.

Er beachtigt sicher ein sogenanntes Allibri oder Kollibri aufzustellen,“ murmelt der Schutzmann seinem Vorgesetzten ins Ohr. Allmähig leuchtet die Lebensfarbe auf den Wangen der Er-

mordeten wieder, ihre Brust hebt sich schwer, wieder blickt sie empor, richtet sich wild im Bett auf und schreit in Todesangst:

„Die Matte — die Matte — Hjalmar! Wo ist die Matte? Sie kam ausß Bett gesprungen — und erschreckte — mich so fürchterlich — daher sprang ich — heraus — und — und hätte mich am Buffet — beinahe todgeschlagen —“

„O Femine, o Femine!“ sagte der Schuhmann.

„Hi! Kommen Sie, gehen wir! Vergessen Sie nicht die Handfesseln!“ sagte der Präkal.

„Die Bohème“.

Oper von Giacomo Puccini.

Im hiesigen Neuen Operntheater wurde am Dienstag zum ersten Mal aufgeführt: „Die Bohème“ (Pariser Künstlerleben 1830). Szenen aus Henry Murger's „Vis de Bohème“ in 4 Bildern von G. Giacosa und L. Illica. Deutsch von Ludwig Hartmann. Musik von Giacomo Puccini.

Unmittelbar vor der Aufführung war zwischen den beiden jungitalienischen Bühnen-Komponisten Leoncavallo und Puccini ein heftiger Zeitungsstreik entbrannt über das geistige Vorrecht der Benutzung der feingestimmten Murger'schen Apologie des künstlerischen Zigeunerthums als Opernlibretto. Wir hätten die Erbitterung dieser literarischen Fehde, die weder der kollegialen Empfindungen, noch des nationalen Verwandtschaftsgefühles Leoncavallo's, als des heftig angreifenden Theiles, würdig waren, wenn auch nicht vornehm geheissen, so doch aus den Gefühlen rücksichtsloser Rivalität heraus verstanden, wenn aus dem großzügigen Meisterwerke des Franzosen ein hinreichend wirkungsvolles Opernlibretto zu holen gewesen wäre. Aber steckt denn wirklich in dem kleinen, wehmüthig stimmungsvollen Glück und Stend des Mansarden-Künstlerthums, das für ein kurzes Eintags-Liebesglück sein volles Herz hingiebt und mit verwegenem Heroismus für das Genialische himmelsterner Ideale hungert und friert, steckt in den ärmlichen Freuden und in der so gerne postrenden Sentimentalität dieser verkannten ziellosen Talente wirklich ein kraftvoller Kern, der einer Entwicklung zu einem während ergreifenden Drama fähig ist? Wir halten diese Romantik für ein epifirendes Nacheinander brauchbar, das keinen organischen und dramatisch lebendigen Fluß besitzt. Alles ist Stimmung und Episode und Illustration des naiven, vielleicht empfindungsstiefen und in eingebundener Freiheit verbummelten Genies. Der arme Poet Rudolf, welcher mit den, die Musik, die Malerei und die Philosophie repräsentirenden Kollegen in seinem erbarmungslos kalten Dachstübchen das Glend mit seiner Phantastie überwindet, lernt Mimi, das blonde, süße, leider schwindsüchtige Grisettchen durch einen Zufall kennen, der sich zu einem wahrhaft poetischen Liebesduo ausweitert. Eine kurze, von Zärtlichkeit und Ueberdruß angefüllte Zeit, und die Kleine stirbt, mit der traumhaften Erinnerung an ihr leises schwärmerisches Glück auf den Lippen und mit dem letzten Ausbruche ihrer müßiggängerischen, rührenden Eitelkeit, mit den erstarrten Händen im süßig wärmenden Muff. Das ist alles. Mit einer Liebeszene und einer Sterbeszene, wo das Tragische ins Feinige übergeht, läßt sich bei aller Ausnützung eines stimmungsvollen Mittels kein Operndrama befreiten. Nur allzu bald werden wir der zärtlichen Ahnungsbekommenheit Mimi's und der träben Melancholie Rudolf's überdrüssig, und selbst eine bunte Quadrille, welche der wehmüthigen Schmerzmonotonie des letzten Altes mit freudlichen, vollen Kontrasten aufhelfen soll, vermag die Langeweile einer zerfließenden Lyrik nicht zu bannen. Der Eindruck, den Puccini's Musik auf uns machte, bestand in der festen Ueberzeugung, daß wir es mit einem feinen, vielleicht in rein melodischer Beziehung nicht allzu erfindungsreichen Geiste zu thun haben, der besonders für weiche Stimmungen und Gefühle die innigsten Töne findet. Die Tenorarie und das sich anschließende Liebesduett am Schlusse des ersten Altes leuchten aus der heutigen raffinierten, begerungsfähigen Opernschreiberei wie zwei Juwelen hervor. Leider gelangt Puccini in weiteren Verlauf seines Werkes nicht mehr auf diesen herrlichen Höhepunkt; zwar bleiben die Eigenschaften seiner an Geist, Gemüth und Humor gleich reichen musikalischen Sprache immer gewählt, aber es fehlt ihnen der Stempel einer schöpferischen Individualität, die aus ihrem innersten Wesen heraus Form und Stil eigener Gedanken gestaltet. Mascagni mit seiner „Cavalleria“ und den „Ranhan“, Massenet mit seiner „Manon“ und seinem „Werther“ leben in der Partitur Puccini's, welche alle Effekte blühender Instrumentation, aber auch manche seltenen harmonischen Wendungen und gesuchte Kunststückchen musikalischer Rhetorik und Poetik aufwendet. In vielen Stellen zeigt der junge Italiener eine überwältigende Kraft theatralischer Lebensfülle sowie die hoffnungsreiche Fähigkeit, sich einst zu den höchsten Aufgaben löhn und glücklich emporzuschwingen. Wenn er zuweilen noch mit dem Ueberschwang der Empfindung und einem bedeutenden Stil posirt, und nach abgeklärt schöner Form ringt, so hat er uns doch in seiner „Bohème“ einen Meister offenbart, dem die Zukunft gehört. — Das Ergebnis der Aufführung, welcher Kapellmeister Steinmann ehrlichen Fleiß und seinen ganzen Besitz an Feinsinn und orchestraler nuancirender Kraft zugewandt, war die Entdeckung des Herrn Naval als eines Tenoristen ersten Ranges. Der vornehme

Wohlklang des Organs, die freie, seelisch schattirte Tongebung, die ungefuchte Deutlichkeit der Aussprache und die mühselos kraftvolle Höhe dieser Tenorstimme vereinigten sich mit einem, die sympathische Melancholie des armen Poeten warm charakterisirenden Spiele zu einer vollendeten Leistung, welche nach der großen Arie im ersten Akte das Publikum zu einem selten gehörten Beifallsausbruch hinriß. Herr Naval ist in Deutschland eines der wenigen Beispiele, daß der echten Gesangskunst noch immer die stärksten Wirkungen der Bühne gehören. Unter seinen Genossen zeichneten sich die Herren Hoffmann (Maler Marcell) durch üppige Stimmfülle und seine mimische Züge, Bachmann (Musiker Schaunard) durch gelungene Maske und lebendigen Vortrag, und Herr Krasa (Philosoph Collin) durch die schmerzliche Ironie aus, womit er den, übrigens höchst geistvoll instrumentirten „Abschied vom Ueberdruß“ sang. Die Leistung der Frau Herzog als arme Mimi litt unter der Erinnerung des Publikums an die unvergleichliche Traviata der Prevosti, deren künstlerische Proletarierschweiger ja diese Mimi ist. Das allmähliche Absterben dieses zierlichen Bohème-Schmetterlings vibrierte rührend in der Stimme der ausgezeichneten Künstlerin nach. Alle übrigen Figuren haben wenig Bedeutung bis auf die keifende, eiferfüchtige und doch so gute Musette, der Frl. Dietrich nur von weitem beizukommen wußte; sie sah sehr hübsch aus, darin liegt das einzige Verdienst ihrer Charakterisirungskunst. Die Volksscenen des zweiten Aktes, die fein gestimmten Bühnenbilder und die malerisch abgetönten Wirkungen der Kostümgruppen zeigten Oberregisseur Teglaff auf der Höhe seiner Regiekunst.

Das neue Werk vereitelte durch Längen, in welchen das bishen Handlung gänzlich und die Musik theilweise stagniren, einen durchschlagenden Erfolg. Einige Musikmoralisten zishten. —

Kleines Feuilleton.

— Aus der Geschichte des Hauses Fugger. Die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weihenhorn, welche, abgesehen von einigen älteren Grundstücken in Graben und Augsburg, den Anfang des Fugger'schen Grundbesitzes bildeten, wurden im Jahre 1507 von Kaiser Maximilian I. den Fuggern verpfändet, aber niemals mehr eingelöst. Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, stellte am 15. Mai 1514 eine Schuldverschreibung aus, laut deren er bekannte, daß ihm Jakob Fugger zur Bestreitung der Kosten für die Bestätigung als Erzbischof und für die Zufindung des Pallium 21 000 Dukaten geliehen habe. Aus seinen regelmäßigen Einkünften hätte der Erzbischof niemals eine solche Summe zahlen können; deshalb verlangte Albrecht von Papst Leo X. gegen Entrichtung weiterer 10 000 Dukaten für Sachsen und andere Theile Deutschlands das Generalkommisariat des von dem Papste ausgeschriebenen Jubelablasses. Mit dem Ablasprediger Lehel reiste stets ein Vertreter der Fugger, der einen Schlüssel zum Abblasen in Händen hatte. War dieser voll, so wurde er im Beisein des Fugger'schen Agenten geleert, letzterem der ganze Inhalt zugewiesen und die eine Hälfte durch den Faktor der Fugger an die Kurie ausgezahlt, die andere dagegen als Tilgungsrate der Forderung an Erzbischof Albrecht verwendet. Auch bei der darauf stattfindenden Kaiserwahl spielte das Geld der Fugger eine bedeutende Rolle. Die deutschen Kurfürsten wollten Baargeld haben oder die Bürgschaft deutscher Kaufleute ersten Ranges. Da die Bedingungen der Fugger als zu hart befunden wurden, trat man zuerst mit anderen Kaufleuten in Verbindung; schließlich gaben jedoch die Fugger für die Kaiserwahl Karl's V. 543 000 Gulden her. In vielen Ländern wurden die Fugger vom Volke gehaßt. Luther sagte über sie u. a.: „Zum Zeugnis, daß Gott wohlfeiler giebt und freundlicher borgt, denn die Fuder und Händler auf Erden thun“; „Sie müßte man wahrlich auch den Fudern und der geistlichen Gesellschaft einen Baum ins Maul legen.“ Am 14. November 1530 „erhob“ der Kaiser Raymond Anton und Hieronimus Fugger in den Adelsstand, während Jakob II. schon früher in den Grafenstand „erhoben“ worden war. Die angebliche Verbrennung von Schuldschemen Karl's V. ist in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Der Berliner Maler Karl Beder hat nicht eine wirkliche Begebenheit, sondern eine Anekdote dargestellt. (Vergl. Ehrenberg: „Das Zeitalter der Fugger“).

Volkskunde.

— Ueber die Spinne im Volksglauben sprach in der letzten Sitzung des Berliner Vereins für Volkskunde Dr. Max Bartels. Aus einem Referat, das die „Voss. Ztg.“ über den Vortrag brachte, setzen wir folgendes hierher: „Mutter beginne! Glück bringt die Spinne“, sagt ein alter Spruch, und ein anderer aus Norddeutschland lautet: „Spinne am Abend erquickend und labend; Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen.“ Die Spinne ist also für das deutsche Volk ein Orakelthier; aber die Begegnung mit ihr ist nicht immer von gleicher Bedeutung, und diese Doppelnatur des Thieres findet sich auch im Glauben anderer Völker wieder. In Deutschland wird die Spinne von einigen Stämmen bedingungslos für glückbringend gehalten, so in Tirol und in Mecklenburg, in letzterem Lande namentlich die junge und die kleine rothe Spinne. Auch die schwarze Spinne gilt als Glückverkünderin, während die Kreuzspinne Unglück bringt. In Tirol betrachtet es der Hirt, der ein verirrtes Stück Vieh sucht, der Jäger, der zum Waidwerk auszieht, als ein gutes Zeichen, wenn er auf eine Spinne trifft, wohingegen die Begegnung mit einer

Maus auf Erfolglosigkeit des Ausgangs deutet. Auch die Art, wie sich die Spinne an ihrem Faden verhält, hat ihren bestimmten Sinn. Bei den Zigeunern in Ungarn und Siebenbürgen bringt die absteigende Spinne Schaden, die aufstreichende glückliches Gelingen. Kriecht eine Spinne dem Zigeuner über die rechte Hand, so wird er Geld einnehmen, kriecht sie über die linke, so steht ihm eine unerwartete Ausgabe bevor. Um aber sicher zu wissen, was denn eigentlich das Kommen der Spinne bedeute, ruft ihr der vorsichtige Voigtländer zu: „Bringst Du Glück, bleib stehen! Bringst Du Leins, lauf fort!“ Unterbricht sie dann ihre Wanderung, so ist das ein glückliches Zeichen. Was die Rolle des Spinnen-Drakels zu den verschiedenen Tageszeiten betrifft, so prophezeit es am Abend für den Voigtländer, den Mecklenburger, sowie für den rumänischen und serbischen Zigeuner Unglück, während der ungarische Zigeuner die zu Anfang bemerkte üble Vorbedeutung am Morgen festhält. In der Gegend von Zwidau meint man, die Kreuzspinne bringe in der siebenten Morgenstunde Glück, in der zehnten Unglück. Wer eine Spinne umbringt, zerstückt sein Glück; aber der Voigtländer tödtet sie nachmittags, weil sie dann ja Unglück bringt. So verbrennt sie der Italiener am Morgen und schont sie am Abend. Da sie aber ein „Muttergottesbierlein“ sei, so tödtet sie der Tiroler überhaupt nicht, und der rumänische oder serbische Zigeuner schlägt ihr Leben, weil sie „der Seufzer eines mütterlosen Kindes“ sei. Einige ausgehend, aus Muscheln geschnittene Schmutzplatten der vorgeschichtlichen nordamerikanischen Indianer beweisen, daß schon damals die Spinne ein angesehenes Thier gewesen ist. Auf allen bildet sie das hauptsächlichste Ornament, dessen vortreffliche Ausführung bei der doch sicherlich nicht sehr hohen Kulturstufe der Vorfertiger sehr bemerkenswerth erscheint. Wahrscheinlich war dort die Spinne ein Totenthier, das Wahrzeichen und Wappenthier bestimmter Stämme oder Geschlechter. Noch heute treten uns die rothe, die blaue, die schwarze und die weiße Spinne als den Medizinmann unterstützende Manitos in einer langen Beschwörungsformel der Cherokee-Indianer Carolina's entgegen. Vielfach dient die Spinne als Drakel für ganz bestimmte Zwecke und besondere Fälle. So sperrt der Tiroler eine Kreuzspinne ein und legt in ihren Käfig 90 Nummern. Diejenigen fünf Nummern, welche das Thier an dem Fedel des Käfigs festspinn, werden in der Lotterie das nächste Mal unfehlbar gewinnen. Bei den Südslaven fängt das Mädchen eine Spinne, steckt sie in ein Rohr und verstopft dies an beiden Enden. Vor dem Schlafengehen geduckt sie aller Heiligen, macht dreimal das Kreuzzeichen über ihr Kopflissen und spricht: „O du Spinne, du kletterst in die Höhen und in die Tiefen; suche meinen mir vom Schicksal bestimmten Mann auf und führe ihn mir als Traumbild vor. Fährst du ihn her, so lasse ich dich am Morgen wieder frei, daß du weiterhin durch die Welt ziehen kannst. Wenn du ihn mir nicht herführst, so werde ich dich zerdrücken.“ Die Rolle der Spinne als Wetteransagerin gehört nicht in den Volksaberglauben, sondern beruht auf richtiger Naturbeobachtung.

Meteorologisches.

20. Heißer Regen. Eine außergewöhnliche meteorologische Erscheinung wird aus Chassaw-Furt im Terekgebiete gemeldet. Im Mai ging dort ein glühend heißer Regen nieder, unter dessen Einfluß die Früchte verwelkten, zusammenschumpften und von den Bäumen abfielen. Das Regenwasser hatte einen salzigen Geschmack.

Bergbau.

— Goldgewinnung in West-Australien. Dr. Albano Brand, der im Auftrage eines englischen Konsortiums 1895 nach den westaustralischen Golddistrikten gegangen war, berichtete in der letzten Sitzung des „Ver. z. Bef. d. Gewerbe“ über seine dortige Thätigkeit. Das Grundwasser ist schlammig und salzig und muß zum Trinken durch Destillation aus viereckigen eisernen Kesseln gereinigt werden. Die Goldzerze, von denen die quarzigen am besten, die thonigen und ockerigen unangenehmer sind, werden meist gepocht; geeigneter ist aber die Zerkleinerung durch Kugelmühlen: Eine Gruson'sche Kugelmühle größten Kalibers verarbeitet täglich 50 Tonnen und ist demnach einem Pochwerk von 25 Stempeln gleichwerthig. Am geeignetsten für die wasserarme Gegend ist es nun, das gewonnene Pulver einem kräftigen Luftstrom auszusetzen, der die größten und schwersten Körner zuerst fallen läßt, während er die feineren weiter und den mehlfeinen Staub am weitesten trägt. Es ist dies die Aufbereitung oder Separation durch Wind. Die ersteren gröberen Partien werden in Kugelmühlen mit Wasser und Quecksilber behandelt, so daß ein Gold-Amalgam entsteht, das, wenn in den Erzen Graphit enthalten ist, eine unangenehme schwierige Beschaffenheit zeigt. Die Rückstände der Amalgamation zusammen mit den staubfreien Theilen des ursprünglichen Mahlgutes werden der Auslaugung und Cyanaliumlösung unterworfen. Brand glaubt, daß die Goldausbeute noch mehrere Menschenalter anhalten und daß dann das Land wieder veröden wird.

Technisches.

— Die historische Niagara-Hängebrücke wird am 1. Juli durch eine eiserne Bogenbrücke ersetzt werden, welche sich an derselben Stelle befindet und, ohne die geringste Störung in der Benutzung der alten Brücke zu veranlassen, erbaut wurde. Während die alte, 1855 von Roebling erbaute Hängebrücke nur ein Geleise

besitzt, trägt die neue Brücke oben zwei Eisenbahngleise und darunter Fußgängerwege, eine Bahn für gewöhnliches Fuhrwerk und eine solche für eine Drahtseilbahn. Der gewaltige 550 Fuß lange Bogen, der den Wasserfall überbrückt, wird nach dem Berichte des Berliner Patent-Bureaus Gerfon u. Sachse von keiner Brücke übertroffen. Beide Hälften des Bogens werden von den Uferpfeilern aus errichtet und schließlich in der Mitte vereinigt. Dann werden die vier Drahtseile der Hängebrücke, von denen jedes 170 Tons wiegt, entfernt, sowie die übrigen Bestandtheile. Alle diese Arbeiten werden aber so ausgeführt, daß der Eisenbahnverkehr keine Unterbrechung erleidet.

Humoristisches.

— „Was thut Mama?“ In einer höheren Töchterschule hat die Lehrerin der achten Klasse bei den kleinen Mädchen folgende Erkundigungen angestellt: „Was thut Eure Mama, wenn Papa brummt?“ Eine Antwort lautete: „Wenn Papa brummt, dann heult Mama.“ Eine andere Mama „geht dann immer gleich hinaus.“ Ein drittes Mädchen berichtete: „Wenn Papa anfängt, dann zeigt er auf die Thüre und ruft: Hinaus! Und dann gehen wir in die Kinderstube und wissen nicht, wie es dann der Mama ergeht.“ In einer anderen Familie „gehen Papa und Mama in ein anderes Zimmer und sprechen sehr laut, aber bald immer Mama am lautesten.“ Aus einem andern Kindermund kam folgende Beobachtung: „Wenn Papa anfängt und zornig wird, so schweißt Mama schnell etwas entzwei, dann erschreckt sich Papa und geht fort.“ Ganz verleugnet ihre Weiblichkeit die Mama, welche „Papa immer reden läßt; dann hört er am Ende auf“. Die kleine Niese berichtete einfach: „Mama sagt dann ganz leise: Männchen! und dabei sieht sie ihn so lieb an, und dann sagt er garnichts mehr.“ Ein kleines Mädchen hatte zur Beherzigung und späteren Nachahmung die Erfahrung gemacht: „Daß Papa brummt, das kommt bei uns nicht vor; das thut nur Mama!“

— Der Sakai. Prinz: „Warum grüßen mich diese Leute nicht?“ — Sakai: „Die Leute erkennen königliche Hoheit wohl nicht.“ — Prinz: „Ja, wozu haben Sie denn Ihre auffallende Livree?“ („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— „Verweigere die Annahme wegen Verlobung!“ schrieb in Bromberg ein Dienstmädchen an einen Brief, den ihr ein früherer Geliebter gesandt. Sie hatte die Schriftzüge des verlassenen Schates auf dem Umschlag erkannt. — In Altona ist die Goldleisten-Fabrik Bahr u. Gerken's total niedergebrannt.

— Eine Rieseneplöke im Gewicht von fünfzehn Pfund wurde mit der Angel im Dämerik-See gefangen. Der Fisch hatte eine Länge von 60 und eine Höhe von 18 Zentimeter.

— Die Porta Paphia in Köln, das letzte übrig gebliebene Thor der altrömischen Befestigung, wird von der Oberreichth fortgeschafft und an einem anderen Ort wieder aufgebaut werden, wo sie den Verkehr nicht hemmen und selbst besser geschützt sein wird.

— Infolge einer Blutvergiftung starb im Krankenhaus zu Ohligs ein 18jähriger junger Mann, der sich vor mehreren Tagen mit den Fingernägeln ein kleines Eiterpöckchen an der Oberlippe aufgetragen und die Wunde dadurch verunreinigt hatte.

— Im Starnberger See sind am Sonntag zwei junge Münchener Kaufleute ertrunken.

— Das Wiener Stadtbauamt stellt gegenwärtig praktische Versuche mit elektrischer Gesteinsbohrung an.

— Vor einiger Zeit wurde in Budapest der Kommiss Hegyi wegen eines an einem Juwelier verübten Raubmordes verhaftet. In der Untersuchung sind Anzeichen hervorgetreten, daß Hegyi früher auch an seinem eigenen 14jährigen Bruder einen Raubmord verübte.

— Ein lebendes Kind hat in der vorigen Woche das Postamt in Birmingham (England) befördert. Ein Arbeiter kam am Mittwoch früh mit seinem dreijährigen Knaben von einem bei Verwandten auf dem Lande abgestalteten Besuche nach Birmingham zurück, noch rechtzeitig, um zur Arbeit zu gehen, nicht aber, um noch vorher das Kind nach Hause zu seiner Mutter zu bringen. Er ging aufs nächste Postamt, und nach einigem Hin- und Herreden wurde das Kind zur Beförderung übernommen. Der Postzettel wurde ihm mit den die Gefahr bildenden Freimarken im Betrage von 9 Pence (75 Pfennig) um den Hals gehängt, und eine Stunde später war das „Frachtgut“ wohlbehalten abgeliefert.

— Dublin, 22. Juni. (Zur Jubiläums-Feier.) Auf dem Stadthause wurde gestern Abend von einigen Personen eine schwarze Flagge halbmaß gehißt. Dieselbe wurde nach einer halben Stunde wieder heruntergeholt und durch die Straßen getragen unter dem Geleite eines Zuges mit Stöcken bewaffneter Männer, welche das „Gott schütze Irland“ sangen. Die Demonstranten wurden schließlich von der Polizei zerstreut. Ein anderer Zug trug durch die Straßen einen Sarg mit der Aufschrift: „Das britische Reich“. Eine ihn begleitende Musikbande spielte einen Trauermarsch und eine gewaltige Volksmenge bildete das Gefolge. Auf dem Wege, den der Zug nahm, wurden viele Fensterscheiben durch Steinwürfe zertrümmert.